



Leseprobe aus: Eisentraut, Mobile Interaktionsordnungen im Jugendalter

ISBN 978-3-7799-3404-2 © 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3404-2>

2. Soziologische Perspektiven auf Medien – erste Annäherungen

Eine soziologische Beschäftigung mit Medien kommt nicht umhin, eine allgemeine Positionierung der Disziplin zum Forschungsgegenstand zu leisten. Hinsichtlich der Entwicklung einer „Soziologie der Medien“ als eigenständiger Subdisziplin ergibt sich momentan – zumindest für den deutschsprachigen Raum – noch ein stark fragmentiertes Bild. Von einem mehrheitlich anerkannten Theoriekanon kann ebenso wenig die Rede sein wie von einer elaborierten – dezidiert soziologischen – Medientheorie.¹ In den letzten Jahren haben sich nur vereinzelt Autoren an einem mediensoziologischen Forschungsprogramm und der Erarbeitung eines eigenständigen soziologischen Medienbegriffs versucht – hier wären die Monografien von Andreas Ziemann (2006) und Udo Thiedeke (2012) zu nennen. Daneben existieren Sammelbände, wie der von Klaus Neumann-Braun und Stefan Müller-Dohm (2000) sowie Michael Jäckel (2005), die die Subdisziplin aus unterschiedlichen Blickwinkeln vorstellen. Neumann-Braun und Müller-Dohm (2000) schlagen in ihrer Publikation „Medien- und Kommunikationssoziologie“ eine Brücke von Rezeptionsstudien über öffentlichkeitstheoretische Fragestellungen bis hin zu unterschiedlichen Medientheorien aus Systemtheorie, Poststrukturalismus und Cultural Studies. Dass der Blick vornehmlich den klassischen Massenmedien wie Radio und Fernsehen und weniger interpersonalen Kommunikationsmedien zugewandt ist, mag dem Erscheinungsdatum geschuldet sein. Jäckel (2005) vereint in seinem einführenden Lehrbuch zur „Mediensoziologie“ Beiträge, die sich dem Zusammenhang von Medien und Gesellschaft mithilfe unterschiedlicher soziologischer Grundbegriffe und „Klassiker“ nähern. Gleichwohl fällt auch hier auf, dass die Beschäftigung mit mediatisierter Interaktion oder gar mobiler Kommunikation äußerst knapp ausfällt. Bei insgesamt 20 Aufsätzen findet

1 Eine Ausnahme bildet der in der Systemtheorie verwendete Medienbegriff, der für diese Arbeit allerdings nicht anschlussfähig erscheint. In der breit gefassten Definition von Niklas Luhmann (1997, S. 316 ff.) zählen etwa Geld, Macht, Liebe, Kunst oder Wahrheit zu den sogenannten symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien. Das systemtheoretische Erkenntnisinteresse kreist um die Frage, inwiefern Medien das Zustandekommen von Kommunikation wahrscheinlicher machen.

sich nur ein Beitrag, der sich interpersonaler Kommunikation zuwendet und das Mobiltelefon in seine Überlegungen miteinbezieht (Höflich 2005a). Zwei weitere Autoren fokussieren Formen medienvermittelter Interaktionen bzw. Beziehungen in Bezug auf das Internet (Stegbauer 2005; Thiedeke 2005). Der überwiegende Teil des Bandes ist indessen mit Fragen beschäftigt, die sich allesamt dem Gegenstandsbereich der Massenkommunikation (Fernsehen, Hörfunk, Presse) zurechnen lassen und sich in der Regel mit der Analyse von Medientexten, den Logiken medialer Systeme, Nutzungshäufigkeiten oder der Aneignung von Medieninhalten beschäftigt. Die inhaltliche Ausrichtung der Publikation stellt ein symptomatisches Beispiel für den einseitigen Interessenschwerpunkt der Mediensoziologie dar, die sich nicht zu Unrecht als „Massenmediensoziologie“ (Thiedeke 2012, S. 13) beschreiben lassen muss. So ist mit Blick auf die Formation der Subdisziplin aktuell immer noch der von Ziemann konstatierte Befund gültig, nach der die Mediensoziologie „nicht den Rang und Legitimierungsgrad einer Handbuchwissenschaft erreicht hat“ (Ziemann 2006, S. 10). Zugleich liege hier aber, so Ziemann weiter, eine Chance für interdisziplinäre Offenheit, die sich von Forschungskontexten und Problemstellungen leiten ließe.

Auch Thiedeke (2012) konstatiert in seinem Buch „Soziologie der Kommunikationsmedien“ Defizite in der soziologischen Auseinandersetzung mit Medien und lehnt sowohl sozial- wie auch technikdeterministische Schwerpunktsetzungen ab.

„Ob die soziale Bedeutung von Medien soziologisch umfassend untersucht ist, wenn man nur danach fragt, was Medien mit Rezipienten oder Rezipienten mit Medien ‚machen‘, bleibt fraglich“ (ebd., S. 21).

Er argumentiert weiter, in intersubjektiven Ansätzen wie dem Interaktionismus oder der Sozialphänomenologie werde vernachlässigt, was *zwischen* den Subjekten (und nicht *in* ihnen) entstehe. Man müsse die Frage danach stellen, was Medien zwischen den Individuen oder über sie hinaus bewirkten. „Medien sind nicht im Denken vorhanden, sondern in der Kommunikation, d.h. außerhalb oder zwischen den Kommunizierenden“ (ebd., S. 22). Auch wenn hier die Auffassung geteilt wird, dass die Soziologie bislang keine befriedigende eigene Medientheorie ausgearbeitet hat, geschweige denn im hinreichenden Maße theoretische Konzepte aus empirischer Forschung gewonnen oder Konzepte an der Empirie erprobt hätte, bleibt die Frage, ob der von Thiedeke eingeschlagene und als Mittelweg zwischen technik- und sozialdeterministischen Ansätzen charakterisierte, strukturfunktionalistisch-systemtheoretische Zugang tatsächlich der fruchtbarste ist. Eine wie in der vorliegenden Arbeit angelegte Heuristik, die sich – durchaus an den subjektiven Interpretationen der Akteure orientierend – den Interaktionsordnungen innerhalb mediatisierter (und auf Medien be-

zogener) Interaktion zuwendet und nach dem Zusammenhang zwischen Sozialität und Medialität fragt, vernachlässigt eben gerade *nicht*, was zwischen Subjekten hervorgebracht wird – es geht ihr dezidiert um *intersubjektiv* ausgehandelte Regeln und Normen als Hervorbringung sozialer Wirklichkeit, die nicht nur *in* den Akteuren (in Form von Interpretation), sondern *zwischen* den Akteuren als soziale Ordnung manifest wird – eine Ordnung, an der sich die Akteure in ihren Handlungen orientieren und die sie selbst ständig produzieren und reproduzieren.

Eine anschlussfähigere Position findet sich in Ziemanns (2006) Schrift zur „Soziologie der Medien“, in der allerdings ebenfalls ein funktionalistisches Verständnis von Medien vorherrscht. So lautet Ziemanns Vorschlag für eine Bestimmung der Mediensoziologie, die „komplexen Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft, Medien und Individuum“ zu untersuchen und die „Forschungs- beziehungsweise Theoriearbeit auf eine adäquate phänomenale Beschreibung, Interpretation und funktionale Erklärung damit verbundener Prozesse, Strukturen und Formbildungen“ (ebd., S. 11) auszurichten. Medien werden hierbei als gesellschaftliche Institutionen mit spezifischen „Problemlösungsfunktionen“ konzipiert. Auch bringt der Autor einen an Luhmann geschulten weiten Medienbegriff in Anschlag, der Wahrnehmungsmedien (z.B. Sinnesorgane), Verstehensmedien (z.B. Sprache), Verbreitungsmedien (Massenmedien), symbolisch generalisierte Medien (z.B. Geld) und städtebauliche Ordnungsmedien (z.B. Architektur) umfasst (ebd., S. 18 ff.). Im Gegensatz dazu wird hier ein enger Medienbegriff präferiert, der sich auf technische Instrumente beschränkt, die für menschliche Kommunikation konstruiert worden sind. Dennoch betont Ziemann:

„Soziologische Beobachtungen und Reflexionen zielen darauf ab, das implizite Wissen der vergesellschafteten Individuen, ihre Alltagsroutinen, das Allgemeine im Besonderen explizit zu machen und so zur Aufklärung von sozialen Situationen und ihrer Logik beizutragen. Entsprechend wird gefragt: Was geht eigentlich in bestimmten sozialen Situationen vor und aufgrund welcher Motive, Erwartungen und Regeln handeln wir so wie wir handeln?“ (Ziemann 2006, S. 9).

Dieses Erkenntnisinteresse zielt auf etwas anderes als die von Thiedeke angeführte Kernfrage, „wie Sozialität bei medialer Kommunikation möglich sein kann“ (2012, S. 23) und beinhaltet andere sozialtheoretische Vorannahmen als die,

„dass Kommunikationsmedien eine Antwort auf grundlegende Kommunikationsprobleme sozialer Kommunikation darstellen und so mit ihrer [sic!] sozio-technischen Operationsmöglichkeiten Kommunikation

in einer jeweils medienspezifischen Weise wahrscheinlich machen“ (ebd., S. 24).

Die von Ziemann in den Raum gestellte soziologische Frage nach der Logik der sozialen Situation und den Erwartungen und Regeln der Akteure wird auch hier als zentrales Fundament für die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand der Medien begriffen und erscheint anschließbar an eine interaktionistische Ordnungsperspektive, wie sie hier vertreten wird.

Wer nach Untersuchungen zur gesellschaftlichen Bedeutung von Medien sucht, muss den Fokus ausweiten auf benachbarte Disziplinen. Die Nutzung bzw. Aneignung digitaler Kommunikationstechnologien als Forschungsgegenstand wird in erster Linie von der Medien- und Kommunikationswissenschaft in den Blick genommen, was gewissermaßen in der „Natur“ der Fächer liegt. Mit der flächendeckenden Verbreitung des Mobiltelefons in den späten 1990er Jahren hat es eine Konjunktur von Studien zu mobiler Kommunikation gegeben. Diese hatte ihren Ausgangspunkt vor allem in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern und hat sich in der Folge in Form einer Art interdisziplinärer „Handyforschung“ etabliert, die mit der 2013 gegründeten Zeitschrift *Mobile Media & Communication* sogar ein eigenes publizistisches Forum vorweisen kann. Protagonisten wie Rich Ling oder Joachim Höflisch treiben die Forschung zu mobilen Medien seit über anderthalb Dekaden voran und haben bis heute eine Vielzahl an Publikationen vorzuweisen. Einzelne Studien aus der „Handyforschung“ werden hinsichtlich ihres Nutzens für diese Arbeit in nachfolgenden Kapiteln noch genauer betrachtet.

Ein in den letzten Jahren prägendes und übergeordnetes Theorie-Paradigma zur Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen medialem und sozialem Wandel ist der sogenannte Mediatisierungsansatz, der in unterschiedlich akzentuierten Ausprägungen beschrieben wurde (Hjarvard 2008; Krotz 2007; Lundby 2009; Schulz 2004; Thompson 1995). Ohne die Ansätze im Rahmen dieser Arbeit im Einzelnen vorstellen zu können², lässt

2 In der kommunikationswissenschaftlichen Diskussion existieren unterschiedliche Verständnisse von Mediatisierung und alternative Termini wie Medialisierung oder Mediation (zu einer kritischen Kommentierung der Begriffs-Debatte siehe Livingstone 2009). Stig Hjarvard schlägt folgende Definition vor: „Mediation describes the concrete act of communication by means of a medium in a specific social context. By contrast, mediatization refers to a more long-lasting process, whereby social and cultural institutions and modes of interaction are changed as a consequence of the growth of the media's influence“ (Hjarvard 2008, S. 114). Ein solch institutionalistisches Verständnis von Mediatisierung, nach dem sich soziale Felder in ihren Kommunikations- und Interaktionsweisen durch eine Anpassung an „Medienlogiken“ verändern, steht einem sozialkonstruktivistischen Mediatisierungsbegriff gegenüber, der seinen Ausgangspunkt im symbolischen Interaktionismus hat und die Rolle und

sich Mediatisierung als ein Metaprozess sozialen Wandels beschreiben, der neben anderen mit der Moderne verbundenen Prozessen wie Individualisierung, Kommerzialisierung und Globalisierung existiert und der die fortlaufende Verbreitung von technischen Kommunikationsmedien in zeitlicher, räumlicher und sozialer Hinsicht meint (Krotz 2007, S. 37 ff.). „Metaprozess“ meint indessen

„Langzeitenwicklungen, die nicht auf ein bestimmtes Gebiet bzw. einen bestimmten sozialen Bereich beschränkt sind und deren Anfangs- und Endpunkt wie auch deren Richtung kaum definierbar erscheinen“ (Hepp/Hartmann 2010, S. 12).

Der vor allem in der deutschsprachigen Diskussion vorherrschende Mediatisierungsbegriff von Friedrich Krotz rückt das kommunikative Handeln als Form sozialen Handelns ins Zentrum der Überlegungen. Demnach seien Medien untrennbar mit menschlicher Kommunikation verbunden; sie strukturierten und modifizierten soziales Handeln. Die Folgen der Mediatisierung ließen sich folglich nicht auf technische Innovationen reduzieren, sondern es sei zu fragen, wie Menschen sich Technik aneigneten und in ihren Alltag integrierten. Medien wirkten nicht so sehr über ihre Inhalte auf die Menschen, sondern beeinflussten als Kommunikationspotenziale die menschliche Kommunikation strukturell und inhaltsübergreifend. Der Wandel von Kommunikation generiere wiederum andere Formen von Alltag, sozialen Beziehungen und Identität, von Kultur und Gesellschaft (Krotz 2007, S. 11-13).

Die Mediatisierungstheorie konnte in den letzten Jahren über die Grenzen der Kommunikationswissenschaft hinaus eine allgemeine Sensibilisierung für Medien als relevantes Thema bewirken und hat Impulse für interdisziplinäre Zusammenarbeiten auch mit der Soziologie gesetzt, die u.a. in Form des DFG-Schwerpunktprogramms „Mediatisierte Welten“ (2010-2016) bis heute zu vielfältigen Forschungsprojekten führt. Hierbei umfasst das Spektrum nicht nur massenmediale, sondern auch interpersonale und interaktive Kommunikationsformen wie zum Beispiel Studien zu Vergemeinschaftungspraktiken im Internet (Hepp et al. 2014) oder zum Online-Poker als Erlebniswelt (Hitzler/Möll 2012). Für die vorliegende Studie kann der Mediatisierungsansatz gleichwohl nicht mehr sein als eine Hintergrundfolie, die einen allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungsprozess beschreibt. Zum einen soll hier kein zeitdiagnostischer Vergleich angestrebt

Spezifika unterschiedlicher Medien im Prozess der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit betrachtet (Hepp 2014). Die vorliegende Studie steht letzterem Ansatz näher, da dieser Mediatisierung stärker im sozialen Handeln von Menschen verortet.

werden, der Wandlungsprozesse von Medien und entsprechenden Praktiken – z.B. vom Festnetztelefon zum Handy – beschreibt. Zum anderen wird keine aneignungs- oder domestizierungstheoretische Perspektive verfolgt, es geht also weniger um die Frage, wie Menschen die technischen Möglichkeiten der Medientechnologien in ihr Alltagshandeln integrieren. Vielmehr steht die Rolle des Mediums für Interaktionsordnungen zwischen Akteuren im Zentrum. Wenn Krotz von einem Wandel von Kommunikation und damit einhergehenden Folgen für soziale Beziehungen spricht, ist dies prinzipiell zwar ein anschlussfähiges Erkenntnisinteresse. Die Art und Weise der Veränderung allerdings wird theoretisch nicht weitergehend bestimmt und auch empirisch nicht ausgeleuchtet. Um der oben dargelegten Forschungsfrage nachzugehen und Prozesse der Ordnungsherstellung in Bezug auf mobile Medien zu rekonstruieren, bedarf es in diesem Sinne „schärferer“ Instrumente.³

Die von der Medien- und Kommunikationswissenschaft wie auch von der Mediensoziologie vernachlässigte Frage der sozialen Ordnung wird von einer anderen Bindestrichsoziologie, der Jugendsoziologie, als ein Grundbestandteil seit ihren Anfängen mitgeführt. Sie interessiert sich für den Zusammenhang zwischen jugendlichen Einstellungen, Verhaltensweisen und Praktiken vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Positioniertheit und Machtrelationen; sie untersucht die Frage, welche Attribute Jugendlichen als Gesellschaftsgruppe (im Sinne einer bestimmten Kohorte oder Generation) bzw. der Jugend als Lebensphase zugeschrieben werden; sie schaut sich Szenen, Jugendkulturen und jugendliche Lebensstile an (u.a. Hitzler/Niederbacher 2010; Ferchhoff 2011). Ein systematischer Einbezug der Rolle von jugendlichen Medienpraktiken hinsichtlich sozialer Ordnungsprozesse ist bisher jedoch (noch) nicht auszumachen. Fragen der Medienutzung werden fast ausschließlich vor dem Hintergrund sozialisationsbezogener Studien bearbeitet (s. unten), die teilweise ebenfalls der Jugendsoziologie zugerechnet werden. Obwohl die gestiegene Bedeutung von Medien allgemein und mobilen Medien im Speziellen für jugendliche Interaktionen betont wird, scheint es angesichts der sporadischen Beschäftigung mit dem Thema in den einschlägigen jugendsoziologischen Werken, als betrachte sich die Disziplin als nicht genuin zuständig für den Gegenstand.⁴ Dabei scheinen Anschlusspunkte an die bisherigen Kernfragen zahlreich

3 Auch Maren Hartmann kritisiert am Mediatisierungskonzept, dass es gerade wegen seines umfassenden Erklärungsanspruchs trotz aller Fallbeispiele allgemein bleibe (Hartmann 2010, S. 36).

4 So schreibt beispielsweise Liebsch (2012, S. 105 f.) in einem aktuellen Band zur Jugendsoziologie Medien und Mediengebrauch eine „zentrale Rolle“ für Jugendkulturen zu, widmet dem Thema aber lediglich fünf Seiten.

gegeben, sind doch jugendliche Praktiken heutzutage vielfach verwoben mit medialen Praktiken und werden Szenen und Jugendkulturen zu einem beträchtlichen Teil unter Bedingungen medienvermittelter Kommunikation konstituiert. Und auch vor dem Hintergrund eines generationalen Arrangements, das legitime Räume und Zeiten für Interaktionen von jungen Menschen definiert und reguliert, ihnen bestimmte Rechte, Pflichten und Bedürfnisse zuschreibt und die sozialen Positionen der verschiedenen Altersgruppen durch Institutionen aufrechterhält (Alanen 2005; Bühler-Niederberger 2011, S. 173 ff.), scheinen gerade mobile Medien relevante Fragen aufzuwerfen. Eines von zahlreichen Beispielen wäre das Handy-Verbot, welches an vielen Schulen durchgesetzt wurde, aber an ebenso vielen Schulen tagtäglich unterlaufen wird (vgl. Kap. 8).

Möchte man sich nun konkreter mit der Mediennutzung Jugendlicher beschäftigen, ist das Feld weithin von medienpädagogischer und sozialisationstheoretischer Forschung dominiert. So wird eine der wichtigsten regelmäßigen quantitativen Erhebungen zum Mediengebrauch junger Menschen nicht zufällig vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest (vgl. Kap. 3.4.3; Kap. 3.4.5) durchgeführt. Kamen Medien in den Standardwerken der Sozialisationsforschung zunächst gar nicht oder nur am Rande vor (Kübler 2009), hat sich dies in den letzten Jahren zunehmend geändert. Eine aktuelle thematische Klammer und gleichsam zentrales Paradigma der Kinder- und Jugendmedienforschung bildet das Konzept der Mediensozialisation (u.a. Hoffmann/Mikos 2010; Kübler 2009; Süss 2004; Vollbrecht/Wegener 2010), wenngleich von einer eigenständigen Mediensozialisationstheorie noch keine Rede sein kann (vgl. Hoffmann 2010; Kübler 2009). Gefordert wird eine systematische Verknüpfung von Medienaneignungs- und Sozialisationstheorien, die die Wechselwirkungen zwischen Individuum, Gesellschaft und Medien beleuchten soll. Medien werden dabei „im Hinblick auf ihre Sozialisationsrelevanz als *entwicklungsgefährdende* oder *entwicklungsfördernde* Einflussgrößen beurteilt“ (Hoffmann/Mansel 2010, S.175, Herv. im Orig.). Vor diesem Hintergrund rücken zum Beispiel Medieninhalte als Angebote bzw. Ressourcen für Identifikationen in den Blick, welche für Identitätsbildungsprozesse und Selbst-Präsentationen junger Menschen relevant sein können (Mikos et al. 2007). Inspiriert ist diese Forschungsrichtung vor allem von den Cultural Studies, die in ihren Medienanalysen zum einen die Bedeutungsvielfalt audiovisueller Texte sowie zum anderen die Eigensinnigkeit der Rezipienten betonen, die vor dem Hintergrund ihrer je spezifischen soziokulturellen Erfahrungen und gesellschaftlichen Positionen unterschiedliche Lesarten der Texte entwickeln (vgl. u.a. Hepp/Winter 2008). Der Blick der sozialisationstheoretischen Forschung fällt dabei auch auf Phänomene sozialer Ungleichheit, die schicht- und milieuspezifische Aspekte des Mediengebrauchs herauszuar-

beiten versucht. Untersuchungen zu jugendlicher Mediennutzung im Hinblick auf unterschiedliche soziale Verortungen der Akteure präsentiert beispielsweise der Sammelband von Theunert (2010) sowie die „Langzeitstudie zu sozial benachteiligten Heranwachsenden“ von Paus-Hasebrink und Kulterer (2014), die im Anschluss an Bourdieu „Praxeologische Mediensozialisationsforschung“ betreiben.

Dem Konzept der Mediensozialisation und damit einhergehenden Nutzungsstudien, die der Frage nachgehen, in welcher Weise Medieninhalte angeeignet werden bzw. welche Bedeutungen junge Menschen Medien zuschreiben, stehen Arbeiten aus dem Bereich der Medienwirkungsforschung gegenüber. Diese sind vornehmlich daran interessiert, welchen Einfluss Medien auf Individuen und deren (kognitive, psychosoziale, körperliche usw.) Entwicklung ausüben. In dieser Perspektive werden Medien als Einflussgrößen betrachtet, die direkte Wirkungen auf Einstellungen und Verhalten zeitigen und somit (meist negativen) Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung und Sozialisation von jungen Menschen haben. Ein solch monokausaler, deterministischer Erklärungsansatz, obwohl mittlerweile von vielen AutorInnen für überwunden erklärt, findet sich zuweilen immer noch – mitunter auch in repräsentativen Kinder- und Jugendstudien, wie Hans-Dieter Kübler (2009) mit Blick auf die World Vision Kinderstudie von 2007 kritisch konstatiert:

„Außerdem verfallen Kinder, zumal die kulturell und bildungsmäßig Benachteiligten, der ‚Verführungskraft der Medien‘, vor allem diejenigen, die mit ihrer Freizeit nichts Vernünftiges anzufangen wissen. ‚Gewaltbereitschaft‘ ist eine weitere Folge des Medienkonsums, ferner verstärke sich ‚der Zusammenhang zwischen der körperlichen Befindlichkeit und der Bewegungsbereitschaft von Kindern und dem Einfluss von Medienkonsum‘. Schließlich wachse die ‚Anzahl von medien- und insbesondere computersüchtigen Kindern‘“ (ebd., S. 13)

Als problematisch eingeschätzte Mediennutzungen junger Menschen werden nicht zuletzt in öffentlichen Besorgtheitsdiskursen oftmals in einer Weise thematisiert, die von direkten Wirkungszusammenhängen zwischen Medien und Individuen ausgeht⁵ – an dieser Stelle sei exemplarisch auf die immer wiederkehrenden Debatten zu gewalthaltigen Videospielen oder zur

5 Hierzu ist festzustellen, dass vor allem solche Publikationen öffentliche Resonanz erfahren, die sich mit vermeintlich negativen Wirkungen befassen, die Medien auf junge Menschen ausüben. Ein aktuelles Beispiel hierfür wäre das kontrovers und breitenwirksam diskutierte Buch „Digitale Demenz“ des Psychiaters Manfred Spitzer (2012), der hinsichtlich der Nutzung digitaler Medien beträchtliche Effekte auf kindliches Lern- und Sozialverhalten bis hin zur Depression konstatiert.

„Suchtgefahr“ bestimmter Medien wie Fernsehen oder Internet verwiesen. Als daraus resultierende normative Leitlinien werden in der Erziehungswissenschaft bzw. Medienpädagogik Konzepte der „Medienkompetenz“ (Baacke 1998; Schorb 2005) und „Medienbildung“ (Jörissen/Marotzki 2009) entwickelt und in anwendungsbezogene Kontexte und Programme überführt.

Neben der hier angedeuteten Tendenz einer Einbettung des Forschungsgegenstands in entwicklungs- bzw. sozialisationstheoretische Fragestellungen ist zu erkennen, dass viele Studien, die sich mit jugendlichem Mediengebrauch beschäftigen, mit vereinheitlichenden Etikettierungen bzw. *Labels* operieren, die „Mediengenerationen“ spezifische Attribute zuschreiben. Wenn etwa von „Digital Natives“ (Prensky 2001; Palfrey/Gasser 2008) oder der „Net Generation“ (Tapscott 2009) die Rede ist, meint dies faktisch die Modellierung einer bestimmten Kohorte als homogene Bevölkerungsgruppe, die mit ureigenen Medienverhaltensweisen und -fähigkeiten ausgestattet sei und sich in diesen Punkten von älteren Generationen (und deren Verständnis und Nutzung von Medien) abgrenze. So wird die Gruppe der „Digital Natives“ als jene gefasst, die mit Computern und Internet aufgewachsen ist. Dementsprechend seien die Angehörigen dieser Gruppe von klein auf mit bestimmten Interaktionsmustern und Wegen der Informationsvermittlung und -bearbeitung vertraut. Auf der anderen Seite müssten sich die als „Digital Immigrants“ bezeichneten Generationen diese Fähigkeiten erst mühsam erarbeiten (Prensky 2001). Neben der problematischen Zuschreibung bestimmter Kompetenzen an Altersgruppen fehlt es solchen Arbeiten vor allem an einer Differenzierung innerhalb der Mediengenerationen.

Eine erste Annäherung an soziologische Perspektiven auf Medien und jugendlichen Mediengebrauch ergibt ein heterogenes Bild. Ein eigenständiges Forschungsprogramm der Mediensoziologie ist noch nicht etabliert, sie verfügt über keine kanonisierten Begriffe und theoretischen Konzepte. Des Weiteren fokussiert sich ein Großteil der Arbeiten auf die gesellschaftliche Relevanz der klassischen Massenmedien, während interpersonale Kommunikationsmedien und mediatisierte Interaktionen bis auf wenige Ausnahmen noch weitgehend ignoriert werden. In dieser Hinsicht sind medien- und kommunikationswissenschaftliche Arbeiten deutlich weiter – sowohl in der Beschreibung der Wechselwirkung sozialer und medialer Wandlungsprozesse, wie von der Mediatisierungstheorie betrieben, als auch in der empirischen Erforschung des Gebrauchs interpersonaler Kommunikationsmedien. Was die Jugendsoziologie angeht, findet sich hier zwar ein originäres Forschungsprogramm, doch fehlt es bislang an Studien, die einen systematischen Einbezug von medienbezogenen (Interaktions-)Praxen in die Untersuchung von Peer-Kulturen leisten. Für jüngere Altersgruppen

übernehmen dies vor allem Arbeiten aus der interdisziplinären Sozialisationsforschung, der Erziehungswissenschaft und der Medienpädagogik. Das Erkenntnisinteresse orientiert sich dabei zumeist an einem entwicklungstheoretischen Rahmen, der nach Potenzialen und Risiken für die Persönlichkeitsentwicklung fragt.

Im Weiteren soll nun eine Heuristik entwickelt werden, mit der die Analyse medienvermittelter und medienbezogener Interaktionen und damit einhergehenden Ordnungsprozessen möglich ist. Dazu soll das für diese Arbeit zentrale Konzept der Interaktionsordnung zunächst ausgehend von Goffmans Theorie ausgebreitet werden. Als ergänzende Perspektive wird anschließend der Ordnungsbegriff bei Strauss vorgestellt. Sodann werden unter Einbeziehung einschlägiger Literatur jugendspezifische wie auch medienspezifische Ordnungsdimensionen erarbeitet, die für die empirische Untersuchung relevant erscheinen.